

Malves Mitgift.

Roman von Curt Harmsdorf.

(18. Fortsetzung.)
20. Kapitel.

Lange hatte Malve still vor sich hin gewinkt. Und es war, als ob diese wohlthätigen Thränen nicht nur ihrem bedrückten Herzen, sondern auch ihrem körperlichen Leiden Erleichterung verschafft hätten. Denn als sie endlich versiegte, fühlte die junge Frau den Schmerz in den Schläfen minder peinlich als zuvor.

Sie richtete sich auf und ihr Blick streifte den Brief, den Bernd ihr vorhin gebracht und den sie inzwischen vollständig vergessen hatte. Die Handschrift war ihr unbekannt und sie löste ohne besondere Neugier den Umschlag. Aber sie erschraf, als sie einen Blick auf die Unterschrift geworfen, denn was konnte der Bankier Rainsdorf ihr zu schreiben haben?

Hastig überflog sie die wenigen Zeilen des Briefes.

„Hochgeehrte gnädige Frau!

Durch Zufall habe ich neuerdings eine Thatsache in Erfahrung gebracht, deren Kenntniss für Ihren Herrn Gemahl von großer Wichtigkeit werden könnte. Ich würde nicht gezögert haben, mich persönlich an ihn zu wenden, wenn mich nicht die Unfreundlichkeit seines Benehmens bei unserer letzten Begegnung jede derartige Annäherung verböte. Da aber mein Verlangen Ihnen, gnädige Frau, zu dienen, heute kein geringeres ist als zu irgend einer früheren Zeit, würde ich mich glücklich schätzen, wenn Sie mir noch einmal die Ehre Ihres Besuchs erweisen würden, damit ich Ihnen die in Frage stehende Mittheilung, deren Sie sich ja dann ganz nach Belieben bedienen können, machen kann.

Ich bitte Sie, sich nach wie vor meiner bedingungslosen Verschwiegenheit verpflichtet zu halten und empfehle mich Ihnen als

Ihr sehr ergebener

Ludwig Rainsdorf.

Der Bankier hatte von ihrer Ueberlieferung nach Frantzenhagen offenbar nichts gewußt. Da er den Brief nach an ihre alte Adresse gerichtet hatte, Malve war empört über die Sorglosigkeit, mit der er dabei verfahren war. Sie zitterte bei der Vorstellung, daß Bernd sie nach dem Absender des Schreibens oder nach dem Inhalt desselben fragen könnte. Denn sie wäre nicht fähig gewesen, ihm eine falsche Auskunft zu geben, und ein Gehändnis ihres damaligen Besuches bei Rainsdorf würde ihn sicherlich jetzt, nachdem sie ihm ihren damaligen Besuch so lange verheimlicht hatte, nur noch heftiger aufgebracht haben.

Und was sollte sie nun thun?

Wenn es sich in Wahrheit um eine für Bernd wichtige Mittheilung handelte, durfte sie ihm natürlich nicht vorenthalten bleiben. Es wäre ja das Nächstliegende gewesen, ihm einfach Rainsdorf's Brief zu zeigen. Aber dazu, das fühlte sie schon jetzt, würde sie im entscheidenden Augenblick doch nicht den Muth haben. Gerade weil Bernd ihr gegenüber noch niemals heftig gewesen war, fürchtete sie eine solche Möglichkeit nur um so mehr.

Wäre sie noch in der Stadt gewesen, so würde sie wahrscheinlich nicht gezögert haben, der in diesem Briefe ausgeprochener Aufforderung Folge zu leisten und Rainsdorf zu überreden, sich dennoch direkt an ihren Gatten zu wenden. Da es dazu jetzt keine Möglichkeit gab, blieb ihr kaum etwas anderes übrig, als ihm zu schreiben ein Entschluß, der ihr selbstverwundlich viel schwerer wurde als der ungleich gefährlichere ihres ersten Besuchs.

Jedenfalls vermochte sie nicht so gleich mit sich ins Reine zu kommen. Sie verband den Brief und steckte ihn zum Ausgehen an, da sie von der wohlthätigen Einwirkung der frischen Luft eine vollständige Befreiung ihrer Mattigkeit erhoffte.

Wie immer wählte sie für ihren einsamen Spaziergang den Weg nach dem norwegischen Gartenhäuschen. Langsam stieg sie den kleinen Hügel hinauf, und überaus bleich sah sie, als sie da oben plötzlich der beiden Reitpferde ansichtig wurde, die unbeeindruckt unweit des Pavillons standen.

dem Ruhebett an der ihr gerade gegenüber befindlichen Längswand des Gemaches liegen, und sah ihren Gatten tief über sie herabgeneigt.

Wie sie aus dem Pavillon hinaus wieder ins Freie gelangt war und wie sie den Weg den Hügel hinauf gefunden — Malve begriff es kaum, denn alles um sie her war wie in einem dichten Nebel gehüllt, in dem hunderttausende bunter und feuriger Flecken tanzten.

Trotzdem eilte sie weiter, gepackt von der Angst, daß eines der beiden da oben im Pavillon ihrer ansichtig werden könnte, ehe das schützende Strauchwerk sie verberge.

Denn es war nur ein einziger Gedanke in ihrem fiebernden Gehirn — der Gedanke, daß sie fort müsse, ohne Bernd noch einmal wiederzusehen. Ihr Glück lag in Trümmern und keiner besaß die Macht, es wieder aufzubauen — keiner, auch der nicht, der es zerstört hatte. Es gab keine Zukunft mehr für sie, denn vor ihr war alles Nacht, schwarze, unüberwindliche, hoffnungslose Nacht. Aber gerade deshalb wollte sie keine Auseinandersetzungen und keine Erklärungen. Nun war es nicht mehr Zeit für Anklage und Rechtfertigung — nun war es Zeit, zu handeln. Und auch nicht für den Bruchteil einer Sekunde war sie im ungewissen, was sie zu thun habe.

Sie war ja, wie sie meinte, ihres Mannes Verhängnis gewesen seit dem Tage, da sie in sein Leben eingetreten war. Alles Unglück und alles Mißgeschick gegen das er sich in aufreibendem Kampfe hatte wehren müssen, ihr allein hatte er es ja zu verdanken. Seine gesellschaftliche Stellung, seine Aussichten, sein Vermögen — alles hatte er opfern müssen, nur weil er zu großmüthig gewesen war, sich von ihr loszusagen. Und sie hatte alle diese Opfer angenommen, weil sie in dem thörichten Glauben lebte, ihn durch ihre Liebe entschädigen zu können für das was er verloren. Nun aber wußte sie, daß auch die Güte, mit der er sich diese Liebe hatte gefallen lassen, nicht als großmüthiges Mitleid gewesen war. Sein Herz gehörte ja nicht mehr ihr, sondern es gehörte jener anderen, die alles befaß, was ihn hätte beglücken können: Schönheit, Reichtum und glühende Freude am Leben. Und so brennend war sein Durst nach diesem Glück, daß er sogar die Stimme der Ehre in ihm zum Schweigen gebracht und er sich zu verächtlicher Heimeleicheit, zu lässlicher Betrug verführt hatte.

Daß er so früh von der leuchtenden Sonnenhöhe herabgestürzt war, in der Malve ihn bisher über sich gesehen, das war es, was sie sich am wenigsten vergehen konnte. Denn nicht ihn fragte sie deshalb an, sondern nur sich selbst — ihre thörichte Blindheit und ihren egoistischen Wahn, ihm mit ihrer Liebe Ersatz bieten zu können für alles, wonach seine große, freie, vollkräftige Natur Verlangen trug. Zum Bettler und zum Ausgestoßenen hatte sie ihn gemacht, hatte das heilige Band zwischen ihm und seinem Vater zerschnitten; und nun war er auch noch zum Verräther geworden durch sie!

Das aber war das Letzte. Nun war es Zeit, daß sie sich aus seinem Dasein entfernte, still und leise, ohne daß dadurch ein Schatten auf seinen künftigen Lebensweg geworfen würde. Und weil er vielleicht versucht hätte, sie daran zu hindern, weil sie in ihrer grenzenlosen Liebe vielleicht noch einmal schwach und widerstandsunfähig geworden wäre, wie damals in Stockholm — darum durfte sie ihn nicht mehr sehen, ehe sie ging — und darum durfte er nie — niemals erfahren, daß sie heute seine Erniedrigung mit eigenen Augen gesehen.

Sie war halb ohnmächtig als sie die Wohnung erreichte. Aber sie raffte sich energisch zusammen, um unzugänglich ihre Vorbereitungen für die Flucht zu treffen.

Sie sagte dem über ihr verstörtes Aussehen ganz bestürztes Mädchen, daß sie sich unwohl fühle und während der nächsten Stunde ungestört bleiben müsse.

Hätte Malve nur noch wenige Sekunden auf ihrem Beobachtungsposition in dem norwegischen Gartenhäuschen verweilt, so hätte sie erkennen müssen, wie vornehmlich sie die Situation beurteilt hatte. Sanft löste Bernd Lydias verschlungene Hände von seinem Halse und fragte voll Theilnahme:

„Wie fühlst Du Dich? Leidest Du große Schmerzen? Und fällt es Dir schwer, Dich zu bewegen?“

Jetzt erst schlug sie die bisher nur halb geöffneten Augen voll auf und sah mit verwirrtem Blick umher.

„Wo find ich? Was ist mit mir geschehen?“

„Du bist von Deiner „Circe“ abgeworfen worden, und ich habe Dich zunächst in das Gartenhäuschen gebracht. Aber Du bist nicht ernstlich verletzt — nicht wahr?“

zuzusehen. Dann, noch ehe Bernd ihre Absicht hatte errathen können, sprang sie auf. Sie mußte dabei doch wohl einen heftigen Schmerz empfinden, denn in ihrem Gesicht zuckte es, und für einen Moment biß sie die Zähne aufeinander. Aber diese Anwendung von Schwäche ging bald vorüber. Stolz und herrischer denn je kam es von ihren Lippen:

„Nein — mir ist nichts geschehen. Ein paar leichte Kontusionen vielleicht, aber sicherlich nichts, was der Rede werth wäre. Es ist lächerlich, wegen einer solchen Bagatelle ohnmächtig zu werden. Aber ich bin hoffentlich nicht lange in diesem kläglichen Zustande gewesen.“

„Es waren nur wenige Minuten, liebe Lydia! Doch ich kann wahrhaftig nichts Lächerliches oder gar Klägliches darin finden. Wärest Du mir erlauben, zum Schlosse hinüber zu reiten und einen Wagen zu holen?“

„Welcher Gedanke! Sollen wir etwa die ganze Dienerschaft alarmiren? Ich sage Dir doch, daß mir nichts geschehen ist. Ich bedarf weder eines Wagens noch sonst einer Hilfe.“

Und sie lehnte in der That mit einer sehr entschiedenen Bewegung seinen Arm ab, den er ihr als Stütze geboten. Aufrecht und elastisch wie immer trat sie vor ihm aus dem Pavillon und machte Miene, ihr Pferd zu einem Baumstamm zu führen, von dem aus sie es ohne seiner Beistand hätte besteigen können. Ihr plötzliches Erblicken aber bewies, daß sie sich damit doch zu viel zugemuthet hatte.

„Wenn Dir's recht ist, machen wir den kleinen Weg zu Fuß“, sagte sie kurz. „Ich habe einen Widerwillen gegen das Thier und möchte es nicht wieder reiten.“

Bernd nahm schweigend die Fühel der beiden Pferde, und sie gingen, ohne ein Wort miteinander zu sprechen, dem Herrenhause zu. Alle Weichheit und mädchenhafte Anmuth schied aus Lydias Zügen verschwunden. Daß die Ereignisse dieses Vormittags eine unüberwindliche Schranke zwischen ihnen aufgerichtet hatten, wußte sie beide mit derselben Gewißheit. Und Bernd schalt sich in der Stille seines Herzens einen Thoren, daß er einen solchen Konflikt nicht vorausgesehen. Wie verblende mußte er gewesen sein; welche Unkenntnis, als er in Lydias Entgegenkommen nur einen Beweis hochförmiger, uneigennütziger Freundschaft gesehen, die nur sein Glück im Auge hatte und nichts für sich selbst begehrte! Aber zugleich mit der Erkenntnis seines verhängnißvollen Irrthums war ihm auch der Entschluß gekommen, dem gegenwärtigen Zustand, der für die Dauer ja doch ein unerträgliches gewesen wäre, ohne Zaudern ein Ende zu machen. Wie ungewiß auch immer die Zukunft sein mochte, der er draußen entgegen ging, hier auf Frantzenhagen konnte seines Weibens nicht länger sein. Er war es sich selbst und seinem ahnungslosen Weibe, aber auch Lydia schuldig, Klarheit zu schaffen. Und nichts in der Welt sollte ihn abhalten, es noch heute zu thun.

Sie errieth ohne Zweifel, was in ihm vorging, und die Herbeiliefen auf ihrem Antlitz ließ erkennen, daß sie keinen Versuch machen würde, seinen Sinn zu ändern. Ja, sie schien sogar entschlossen, selbst den ersten Schritt zu thun. Denn als sie das Schloß erreicht hatten, und als einer der Diener ihnen entgegenkam, um die Pferde in Empfang zu nehmen, brach sie das Schweigen.

„Kannst Du mir noch eine Viertelstunde schenken, Bernd?“

Er bejahte bereitwillig; aber ein Unvorhergesehenes machte Lydias Absicht zu schaden.

Denn der Diener wandte sich an den Freiherrn, um ihm zu melden, daß vor einer halben Stunde ein reitender Bote aus Rönitz dagewesen sei, der den Herrn Baron hätte holen sollen. Der Herr Oberst sei plötzlich schwer erkrankt. Man fürchte, daß es ein Schlaganfall sei. Und der Bote habe hinterlassen, Herr von Degenerdorf möge ja keine Zeit verlieren.

Selbstsam — es war eine getreue Wiederholung des Vorganges, der sie einst verbunden hatte, sich auszusprechen. Auch nach jener Liebeszene am Waldbrunnen hatten sie bei der Heimkehr einen Boten aus Rönitz mit einer ähnlichen Hiobskrost vorgefunden. Und damals wie heute hatte für Bernd alles andere hinter seinen kindlichen Pflichten zurücktreten müssen. Noch ehe der Diener mit seinem Bericht zu Ende gekommen war, hatte er schon wieder den Fuß im Bügel.

„Ich darf mir nicht Zeit lassen, Malve zu benachrichtigen“, sagte er. „Vielleicht hast Du die Güte, Lydia, jemanden von der Dienerschaft zu ihm zu senden. Ich werde später aus Rönitz Nachricht an Sie gelangen lassen ob etwa auch ihre Anwesenheit am Krankenbett meines Vaters nothwendig ist.“

Dann schlang er sich in den Sattel und sprengte in hartem Galopp davon.

21. Kapitel.

Ueber dem alten Rönitzer Herrenhause, das in seiner altväterlichen Einfachheit in der That sehr wenig Ähnlichkeit mit Lydias von Thyrnau's prunkendem Schlosse hatte, hing schon die dunkle Schatten des Todes, als der Sohn des Gutsherrn mit erstem Antlitz und ahnungsangem Herzen über die Schwelle schritt.

Der alte Kammerdiener des Obersten kam ihm auf der Diele entgegen und fuhr sich mit dem Hände rücken

über die Augen, als er Bernd erkannte.

„Ach, Herr Oberleutnant — was für ein Unglück! Und am Morgen war der Herr Oberst noch ganz gesund und rüstig gewesen — nur schlecht gelaunt, wie immer in dieser Zeit. Hätte er nachher nicht den Messer mit dem Reitnesteck gehabt —“

„Erzählen Sie mir das nachher, Henny“, fiel Bernd ihm in die Rede. „Sagen Sie mir jetzt vor allem, wie es meinem Vater geht. Ich kann doch zu ihm hinein?“

„Ja, Herr Oberleutnant, das werden Sie wohl können. Denn er erkennt Sie gewiß ebenso wenig, wie irgend einen anderen. Seitdem er im Stall umgefallen ist, hat er kein Bewußtsein noch nicht wiedererlangt.“

„Und was jagt der Arzt?“

Der Alte zuckte die Achseln mit einer Miene, die mehr als alle Worte sagte.

„Und Bernd fragte nicht weiter. Auf das Schlimmste vorbereitet, betrat er das soldatisch einfache Schlafzimmer, in das nur gedämpfte Tageshelle durch die herabgelassenen Vorhänge drang.

Er fand den wackeren alten Landarzt, den seit Jahrzehnten eine herzliche Freundschaft mit seinem Vater verband, und die ihm ebenso treu ergebene bejahrte Wirthschafterin bei dem Kranken. Der Freiherr nahm nichts mehr wahr von der liebevollen Sorgfalt, die ihn umgab. Mit höchstem Gesichts lag er in den Rippen. Seine Augen waren weit geöffnet, aber sie fixirten mit leerem Ausdrud unverwandt zur Zimmerdecke empor, und wenn nicht die schmerzlichen, räthselhaften Athembewegungen hätten, daß noch Leben in diesem bewegungslosen Körper sei, so hätte man glauben können, einen Todten vor sich zu haben.

Bernd neigte sich über seinen Vater herab und redete ihm mit einigen zärtlichen Worten an, obwohl er ja wußte, daß sie nicht mehr in das erstorbene Bewußtsein seines Vaters klangen. Nach Verlauf von Minuten erst, als er jede Hoffnung aufgeben mußte, vielleicht dennoch ein schwaches Zeichen des Lebens zu erhalten, wandte er sich dem Arzte zu und drückte ihm die Hand.

„Sie haben keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?“ flüsterte er.

„Und der Gefragte schüttelte traurig den Kopf.“

„Können Sie denn aber gar nichts für ihn thun? Käst sich nicht versuchen, ihn ins Bewußtsein zurückzuführen?“

„Es würde doch alles umsonst sein. Und als ich ihn neulich auf die Gefahr eines Schlaganfalls aufmerksam machte, nahm er mir das Versprechen ab, ihn nicht nachzuholen, wenn eines Tages das Gefährteste eintreten sollte.“

„Sie müssen das mit Ihrem ärztlichen Gewissen abmachen, Herr Doktor! Und wenn es nur noch das schwächste Hoffnungsflüßchen gäbe, so dürften Sie sich an ein solches Versprechen selbstverständlich nicht gebunden halten.“

„Wem sagen Sie das? Ihr Vater ist mir der Liebste unter all meinen Freunden. Und die Hälfte meines eigenen Lebensrechtes würde ich unbedenklich hingeben, wenn ich ihn damit retten könnte. Aber es ist vorbei.“

Er wird aus diesem Zustande sanft und schmerzlos hinübergehen in die Ewigkeit.“

Bernd athmete mühsam. Er wollte sich mannhaft beherrschen, aber der Schmerz preßte ihm wie mit einer Eisensack die Kehle zusammen. Es kostete ihn Anstrengung, zu fragen: „Und wie lange noch kann es Ihrer Meinung nach währen?“

„Ich glaube nicht, daß er den Einbruch der Nacht erlebt.“

Dann wurde für eine lange Zeit nichts mehr in dem Krankenzimmer gesprochen. Bernd hatte sich neben dem schlafenden, eisernen Friedbett niedergelassen und seines Vaters Rechte in seine beiden Hände genommen. So verharrte er lange in regungslosem Schweigen.

Der Doktor, den unabwendbare Pflichten riefen, entfernte sich nach einer Weile mit dem Versprechen, in einigen Stunden wiederzukommen. Und auch Bernd mußte sich endlich entschließen, seinen Platz zu verlassen, um an Stelle des mitten aus seiner Thätigkeit abgerufenen Gutsherrn die für die Wirthschaft erforderlichen Anordnungen zu treffen. Dann festigte er einen Boten nach Frantzenhagen ab mit einem kurzen Briefchen an Malve, in dem er ihr von der hoffnungslosen Erkrankung des Obersten Mittheilung machte und es ihr anheim gab, ob sie nach Rönitz fahren wolle.

„Nur wenn Du ihm von Herzen vergehen kannst, was er Dir an Bitterkeit und Unrecht zugefügt“, schrieb er, „soßt Du an sein Sterbelager treten. Denn ich will nicht, daß in seiner Todesstunde jemand um ihn sei, dessen Seele einen Groll gegen ihn hegt.“

Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie kommen würde. Aber seine Zuversicht hatte ihn betrogen. Der Bote kam ohne eine Antwort von Malve zurück. Er hatte den Brief an das Mädchen ausgehändigt und dann so allein wieder den Rückweg angetreten. Stunde um Stunde wartete Bernd vergebens auf das Erscheinen seiner Frau. Ihr Ausbleiben bedeutete die erste große Enttäuschung, die sie ihm bereitet. Denn seinem Gefühl nach hätte sie nichts abhalten dürfen, auf der Stelle zu ihm zu eilen. Daß sie nicht kam, war ihm ein Beweis ihrer

Unverfälschtheit, und er fühlte sich davon tief verletzt. Aber seine Gedanken gehörten heute vor allem dem sterbenden Vater, an dessen Bett er fast ununterbrochen weilt. Gegen Abend war der Arzt wiedergekommen und hatte ihm noch einem Blick auf den Patienten bedeutet, daß das Ende nahe sei. Aber die zähe Soldatennatur des Obersten kämpfte einen schweren, hartnäckigen Kampf gegen den erkrankungslosen Wirth, der seine Hand nach ihm ausgestreckt hatte. Gegen Mitternacht erst stellte sich der rasche Athem, der während der letzten Stunden schon mehr als einmal ausgekehrt hatte, nicht wieder ein, und der Doktor, in dessen Gesicht es verächtlich zuckte, schloß seinem alten Freunde mit sanfter Hand die Augen zum ewigen Schlummer.

Schon lange vorher war auf Bernd's Befehl im Sterbezimmer und in dem anstehenden ebenso stillen Räume nach ehrwürdiger, ländlicher Sitte alles versammelt worden, was zum Hause gehörte. Und nachdem der verwaiste Sohn Stirn und Lippen des Entschlafenen geküßt hatte, trat einer nach dem anderen heran, um in ehrfurchtsvollem Schweigen den letzten Abschied zu nehmen von seinem Herrn, der ihnen allen ein guter und gerechter Hausvater gewesen war.

In der Frühe des nächsten Morgens war Bernd nach kaum zweistündigem Schlummer auf dem Wege nach Frantzenhagen. Da seine dauernde Anwesenheit auf Rönitz jetzt dringend erforderlich war, mußte er unverzüglich die nöthigen Anordnungen für die Ueberführung seiner unentbehrlichsten Effecten treffen. Und es brängte ihn überdies, aus Malves eigenem Munde die Erklärung für ihr seltsames Benehmen zu erhalten.

Vor dem Portal des Schlosses hielt er sein Pferd an und rief, ohne abzuhelfen, einen der Diener zu sich heran.

„Wenden Sie dem gnädigen Fräulein, daß der Herr von Degenerdorf in der letzten Nacht sanft eingeschlafen sei. Vor meiner Rückkehr nach Rönitz werde ich mir noch erlauben, dem gnädigen Fräulein meine Aufwartung zu machen.“

„Ja, Befehl, Herr Baron! Es ist auch ein Brief für den Herrn Baron eingetroffen; ich werde ihn sogleich holen.“

Er kam nach einer Minute zurück und Bernd erkannte auf dem Umschlage, der eine amerikanische Briefmarke trug, die Handschrift seines ehemaligen Sozials Hillmer. Während er langsam durch den Park ritt, erbrach er das Schreiben und überflog seinen Inhalt.

Der gewissenlose Mann, der glücklich in einem südamerikanischen Hafen gelandet war, hatte in einer ipäthen Annäherung von Schamgefühl das Bedürfnis empfunden, sich vor ihm zu rechtfertigen und ihm wegen der Bedrängnis, in die er ihn gebracht, um Verzeihung zu bitten.

Es war nichts als bittere Verachtung, was sich in Bernd regte, während er die leeren Phrasen des langathmigen Briefes las. Wüßlich aber kam er an eine Stelle, die ein Empfinden ganz anderer Natur, ein Gefühl des Erbitterns in ihm auslöste. Denn Hillmer schrieb:

„Was nun die beiden Wechsel betrifft, die das Bankhaus Rainsdorf u. Ueber von mir verlegt, und deren unmittelbar bevorstehende Fälligkeit mich in erster Linie zur Flucht gezwungen, so fürchte ich nicht, daß Ihnen daraus allzu große Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Ludwig Rainsdorf wird Ihnen gegenüber schwerlich den rüchselhaften Gläubiger spielen. Ich hatte durch einen Zufall erfahren, daß er vor Ihrer Verlobung mit dem Fräulein Breitenbach einer der eifrigsten Verehrer Ihrer jetzigen Frau Gemahlin gewesen sei. Und diese Kenntniss vor allem brachte mich auf den Gedanken, mich an

ihn um Kreditgewährung zu wenden. Ich wußte es, da ich des Geldes leiber sehr dringend bedurfte, so darzulegen, als wenn er mit der Herabgabe Ihnen und damit auch Ihrer Gattin einen unschätzbaren Dienst erwiese. Und ich hatte mich damit nicht getäuscht. Es war ohne allen Zweifel seine alte Ergebenheit, die ihn bestimmte, mir gefällig zu sein. Und dieselbe Empfindung wird ihn voraussichtlich auch abhalten, allzu rigoros gegen Sie vorzugehen. Ein gutes Wort aus dem Munde Ihrer Gattin wird jedenfalls genügen, ihn so nachsichtig zu stimmen, als Sie es nur wünschen können.“

In leidenschaftlichem Zorn zerzitterte Bernd das Blatt, das ihm eine so verführerische Aufführung von manchen bisher Unverstandene brachte, und zugleich gab er seinem Braunen die Sporen, um den kurzen Rest seines Weges in rascherem Gange zurückzulegen. Es gab für ihn keine Ungewißheit darüber, daß Hillmer die volle Wahrheit schrieb. Alles, was er nach dem Zusammenbruch erlebt hatte, war ja nichts als eine unzweideutige Bestätigung dieser Darstellung. Malves Zuvörderst auf Rainsdorf's freundliches Entgegenkommen, die ungeschätzliche Bereitwilligkeit, mit der Rainsdorf ihm, der keinerlei Bürgschaft zu bieten vermochte, einen beliebig langen Kredit hatte einräumen wollen — sie hätten ihn ja schon damals kugig machen müssen, wenn er nicht voll des schrankenlosesten Vertrauens zu seinem Weibe gewesen wäre.

Und sie hatte es über sich genommen, ihn durch ihr Verschweigen der Wahrheit zu hintergehen! Denn sie hatte natürlich gewünscht, welcher Art Rainsdorf's Empfindungen für sie waren. Ihr ganzes Benehmen beweist es ja, daß sie es gewünscht hatte. Wäre sie selber frei von jedem Vorwurfe gewesen, was in aller Welt hätte sie abhalten können, aufrichtig gegen ihn zu sein? Hier gab es ein Geheimniß und au! der Stelle mußte sie ihm Rechenschaft darüber geben.

Er sprang vor der Villa aus dem Sattel, rief einen in der Nähe arbeitenden Gärtnerburschen heran, um sein Pferd zu halten, und stürmte in das Haus.

„Ist die gnädige Frau noch im Schlafzimmer?“ fragte er das Mädchen, das ihm mit merklich verlegenem und verängstigtem Gesicht entgegenkam. Und wie von einem Faustschlage getroffen, taumelte er zurück, als die Gefragte ägernd erwiderte:

„Die gnädige Frau ist schon seit gestern Nachmittags fort, Herr Baron! Sie ist die Nacht gar nicht mehr im Hause gewesen.“

„Was heißt das? Was reden Sie da? Sie ist also drüben im Schlosse?“

„Ach nein, gnädiger Herr! Ich ist das Schlafzimmer heute früh leer fand, war das ja auch mein erster Gedanke, und ich ging gleich hinüber, um zu fragen. Aber niemand im Herrenhause hat seit gestern die gnädige Frau gesehen. Und es ist gewiß, daß sie mit einem Handbitter nach der Bahnhofsstation gegangen ist. Ein paar Leute aus dem Dorfe haben sie gesehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stets machen nur die Dummen in der Welt Den größten Lärm, das meiste Wetter; Vom grünen Laub vernimmt du keinen Laut, Es rascheln nur die dürrten Blätter!

Bei den Schiedsgerichtsbesprechungen in London taten sich die österreichischen und die ungarischen Delegaten hervor. Wertwürdig, daß sie der Welt eine Mediziner verabschieden wollen, die zu Hause zu nehmen sie sich befählicht hätten!

Vorsicht!



Dorfbader (zu einem Fremden, den er beim Rasieren überaus gerichtet hat): „Möchten Sie mit net den Gellien thun und durchs Hinterrückel geh'n ... auf der Strach'n san jeh' g'rad' so viel Leut'!“